

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Das Bildnis [Fortsetzung]
Autor: Morax, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Maskerade. — Und wenn ich nicht wünschte zu sterben, wie hätt' ich's dann gewagt, hieherzukommen, wo du bist? . . ."

Adalbert verstand, was sie sagen wollte. Ihre so aus vollem Herzen quellenden Klagen hatte er nur mit schmeichelnden und tröstenden Koseworten zu begleiten gewagt und ihr immer wieder Stirne und Wangen bestmöglich gestreichelt; jetzt preßte er das Weib mit festen Armen an seine Brust, wie um es an sich zuketten, und verschloß ihr den Mund mit brennenden Küszen.

Als er Mathilde wieder frei gab, scherzte sie übermütig: „Ja — deine Lippen sind schuld daran, wenn die meinen bald verstummen!“

Und gleich darauf sagte sie in halb scherzender Selbstverzweiflung, lächelnd, doch mit Tränen in den Augen:

„Gelt, ich bin dumm, so dumm! Lach' mich doch aus, lach' mich doch einmal so recht tüchtig aus. Ich verdiene es ja nicht besser. Mein einziger Wunsch war, in deiner Nähe zu sein; so bin ich hergekommen und weiß doch, ich soll dich nicht haben — ist das nicht Torheit? Dein Glück — ich will es nicht stören, nein, ich müßte mich sonst selbst verachten; aber das weiß ich: wenn „sie“ ahnte, wie unendlich lieb ich dich habe, „sie“ könnte mir nicht böse sein, müßte mein armes Herz verstehen . . . O diese Liebe, mit jedem Atemzug spür' ich, wie sie ist und lebt, und jeder Gedanke sagt mir doch wieder, sie darf nicht sein . . . Nun kannst du ermessen, wie unglückselig ich bin!“

„Ich weiß, was du gelitten hast,“ antwortete Adalbert. „Denn ich habe denselben Kampf gekämpft, wenn er mir auch nicht so klar zum Bewußtsein kam. Vergiß nicht, daß mich kein bloßer Zufall hierhergeführt. Ich sehnte mich nach dir und hegte die heimliche Hoffnung, dich einmal hier zu begegnen, dir einmal sagen zu können, wie schön ich stets deiner dachte — dir danken zu können für alles, was du mir bist: die Hohepriesterin,

die meine Sehnsucht wach hielt und unbewußt das heilige Feuer schürte, das sonst im Alltag hätte ersticken müssen! Meine süß quälende Pestalin!“

„Bin ich dir das, darf ich's dir noch sein?“

„Du bist es, Mathilde, und wirft es immer bleiben!“

„Du, o du! So bin ich ja glücklich und will nicht mehr klagen. Gib mir deine Hand, ich muß sie küssen, hier und hier! Solange du mir das in Wahrheit sagen kannst, will ich selig sein und ganz bescheiden. Aber sagen mußt du es mir von Zeit zu Zeit; aus deinem Munde laß mich hin und wieder die Worte hören, ja, willst du? Darf ich dies kleine Opfer haben, das Opfer der Pestalin?“

„Ja, Mathilde, ich werde dir stets geben, was dir gehört.“

Kaum hatte Adalbert diese Worte ausgesprochen, schnellte Mathilde empor und hielt ihm die rechte Hand zum Gruß hin:

„Mein Lieb, mein Gott,“ rief sie „nun laß mich gehen, so rasch ich gehen kann! Während langen Jahren hab' ich von diesem Wort geträumt, ohne Hoffnung, es je zu hören; nun bist du da, und ich hab' es von deinen Lippen vernommen. Aus so langer Nacht in so helles Licht: wie das blendet! Es ist fast zu viel! Darum laß mich fliehen — für heute! Vor dir fliehen! O, zu wissen, ich darf dich wiedersehen, so oft ein gütiges Geschick es will! . . . Doch nun leb' wohl! Du!“

Sie hatte bei all ihrem glühenden Reden Adalberts Hände festgehalten. Jetzt eilte sie davon, als müßte sie vor jemand fliehen. Noch einmal wandte sie sich um und verschwand hierauf in dichtem Nebel.

Adalbert hörte noch das Rauschen ihres Kleides und das Knirschen des Schnees unter ihren Tritten. Wie einer schönen Musik lauschte er dem Geräusch, das immer leiser wurde und rasch erstarb; dann trat auch er den Heimweg an.

(Fortsetzung folgt).

Zu den beiden Bildern von Daniel Ihly.

Daniel Ihly, ein Freilichtmaler der französischen Schweiz, bald in Genf, bald im Neuenburger Jura, ist erst in den letzten Jahren auch bei uns besser bekannt geworden. Zürich, Winterthur und Freiburg haben seine Sonderausstellungen beherbergt und seine Eigenart, seine Individualität schäzen gelernt. Ihly besitzt einen stark entwickelten Sinn für die zartesten Farbenerscheinungen, der seinen Landschaften in erster Linie duftige Gestaltung verleiht und sie charakterisiert. Er ist zwar ungemein vielseitig, er malt Genrebilder, löst koloristische Probleme, erfreut uns mit Stillleben, malt Studienköpfe und dgl.; aber überall tritt seine Individualität stark in den Vordergrund, eine Individualität, die uns den Künstler sympathisch macht und die geschickt den Mittelpfad gefunden zwischen dem Konventionellen der früheren und dem Extravaganten der modernen Richtung. Für Fluß- und Schneelandschaften ist Ihly ein Meister: in die ersten versteht er einen ganz besondern Zauber hineinzulegen, duftig ist das Gebüsch am klaren Wasser, poetisch die Stimmung, und in den Schneebildern weiß er mit glücklichen Farben-

kontrasten zu wirken; liebevolle Vertiefung infolge jahrelanger Beobachtung befähigen ihn hiezu.

Wir bringen in der heutigen Nummer unserer „Schweiz“ zwei hervorragende Arbeiten dieses Genres im Bilde: «Les tireurs de sable», das im Concours Calame in Genf prämiert worden ist, und den „Bahnhof von La Chaux-de-Fonds im Winter“, ein prächtiges Gemälde, das aus dem Grund äußerlich noch ein erhöhtes Interesse erhält, weil der Bahnhof, wie ihn Ihly wiedergibt, seit einiger Zeit einem größeren, moderneren Platz gemacht hat, entsprechend der Bedeutung dieses „höchsten Dörfes“ in der Schweiz.

Daniel Ihly ist Autodidakt, um uns dieses Ausdrucks auch für den Maler zu bedienen; er war ein Schüler von Mennet und hat sich in Paris, in der Normandie und in England vervollkommen. Der schlichte Maler haust heute in einem bescheidenen, aber idyllisch gelegenen Atelier in der Nähe des Totenhofes St. Georges zu Genf. Sein Name verdient hervorgehoben zu werden.

A. H.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Tod meines Onkels rief mich nach England zurück; ich war sein einziger Erbe. Seit meiner Volljährigkeit war ich im Besitz des von meinen Eltern hinterlassenen Vermögens

und konnte reichlich von meinen Renten leben. So widmete ich mich ganz der Malerei. In Kensington hatte ich ein großes Atelier gemietet, wo ich in einsamer Arbeit lebte. Mein Be-

kanntenkreis war nur klein, und der Gedanke, in einen Club einzutreten, kam mir nie. Die Malerei, lange Spaziergänge zu Fuß und die Lettiere nahmen meine ganze Zeit in Anspruch.

Erst lockte die Mannigfaltigkeit des Londoner Lebens meinen Pinsel. Die Gleichgültigkeit meiner Kollegen über dem Kanal für die städtischen Bilder, die sie ständig vor Augen haben, erstaunte mich oft. Dieser ruhige Himmel, von Nebelbändern durchzogen, diese drohenden Luftgebäude im Nebel, das unendliche Meer der Dächer und Kamine, die schwarzen Gebäude mit den Lastkranen, von schmuckigen lanes durchzogen, diese Silberverzierungen an den Fabriksschornsteinen, die dunklen Brücken, die das braune Themsewasser aufhalten, das wunderbare Grauweiß der öffentlichen Denkmäler, mit denen oft das Rot der Uniformen, der Briefkästen oder Plakate kontrastiert, die hagern, weißen Mastenwälder, die unversehens über den Gebäuden auftauchen, das herrliche Flußleben unter der Tower-Bridge, die endlosen Rasenflächen und das satte Grün des Parks — das alles macht London zu einer einzigen Stadt von mächtiger Schönheit für ein durch die Gewohnheit noch nicht abgetumpftes Auge. Ohne das leuchtende Lächeln der Pariser Atmosphäre, schmückt der Londoner Nebel die große Stadt mit dämmerhaften Dunststreifen. Er hüllt alles so ein, daß es fern und unwahrscheinlich dünkt und daß die Umrisse wie Traumgesichte in unbefestigten Fernen verschwimmen. Ach über diesen phantastischen, geheimnisvollen, wunderbaren Londoner Nebel!

Die Docks und das Ostend hatten mich gleich um ihres finstern Charakters willen angezogen. Aber das Glend stolzte mir anderseits immer einen krauthaften Widerwillen ein. Der Anblick dieser verzerrten, vom Alkohol verwüsteten Gesichter, die traurigen Lumpen dieser namenlosen Armut berührten mich wie ein Pestilenzgeruch. Von meinen Gängen aus dem Ostend heimkehrend, erlebte ich schmerzliche Krisen sittlicher Trauer, und diese nervöse Erichütterung ließ, wie ich bemerkte, meine Halluzinationen häufiger werden. Nichts vermag mein Entsezen auszudrücken, als ich eines Tages meine Mutter, in den widerlichen Shawl der Händlerinnen von Whitechapel gehüllt, aus einer Spelunke des Wapping auf mich zutreffen sah. Ich war davon mehrere Tage frank und verzichtete endlich darauf, in dieser Höhle Studien zu machen. Freilich nur mit Bedauern; denn ich bin der Meinung, daß dieses dunkle Land einem Maler, der den Untergrund der menschlichen Gesellschaft beschreiben wollte, die ergiebigste Dokumentenquelle liefern würde.

Dann endlich versuchte ich mich in der Bildnismalerei. Landschaft und Porträt sind die beiden einzigen Genres, in denen wir Engländer wirklich eine überlegene Originalität gezeigt haben.

Hie und da beschickte ich Privatausstellungen. Dreimal wies mich die Royal Academy zurück, um mich endlich anzunehmen. Meine Bildnisse blieben nicht unbeachtet; meine „Seltsamkeit“, wie es hieß, fiel auf. Sie seien wie im Nebel gehüllt, sagte man; ich male Gespenster, keine wirklichen Menschen. Immerhin sah man in meinen Arbeiten eine eigentümliche Intensität des Lebens, und man erwies mir die Ehre heftiger Diskussionen. Ein Kritiker nannte mich gar, wie es damals Mode war, einen „Seelenmaler“, was mich höchstens zum Lachen brachte.

Nach meiner ersten Beleidigung der Royal Academy erhielt ich eine seltsame Aufforderung. Ich fand eines Morgens einen wappengeschmückten Brief von unbekannter Hand, mit Monmouth (Wales) gestempelt, worin es lakonisch hieß: „Lord Owain Cadwallon bittet Herrn Neil, dessen Talent er hochstellt, ihn auf einige Tage mit seinem Besuch auf Schloß Black-Hall bei Monmouth zu beehren. Es handelt sich um ein Bildnis, dessen Anfertigung besondere Sorgfalt erfordert. Ihre Antwort wird ungebüldig erwartet.“

Mein erster Gedanke war, daß man mit diesem seltsamen Brief mich mystifizieren wolle. Wer war dieser Lord Cadwallon mit dem unbekannten Namen? Ich eilte zu einem befreundeten Künstler aus Wales, der mir nur wenig Auskunft zu geben vermochte. Die Cadwallons seien eine der ältesten Familien des südlichen Wales, die mit Lord Owain, der nach dem Tode seiner Frau allein mit der Tochter auf Black-Hall lebe, aussterben werde. Dort hause er in völliger Abgeschiedenheit; mein Freund hatte ihn als vollkommenes Original schildern hören. Black-Hall sei ein altes, finsternes Gebäude mit einem durch seine Schönheit berühmten Park. Cadwallon habe

selbst zu Lebzeiten seiner Frau gesellschaftliche Beziehungen weder in seiner Gemeinde noch in London unterhalten. Das erbetene Bildnis werde wohl dasjenige seiner Tochter, Lady Cadwallon, sein. — Wenige Tage nachher bestätigte er diese Angaben. Nach inzwischen eingegangenen Erfundigungen war Lady Cadwallon vor drei Jahren brüskrank gestorben. Seit dem Tod der Tochter verschloß sich der Baronet in seine Trauer, ohne Black-Hall zu verlassen. Mein Freund riet mir, selbst die glänzendsten Anerbietungen Cadwallons abzuschlagen; ich aber zögerte nicht mit meiner Zusage.

Nicht aus Widerspruchsgeist handelte ich so. Das Geheimnis dieses Dateins, das meinen Freund erschreckte, zog mich gerade nach Black-Hall. In diesem weltverlorenen Heim glaubte ich eine jener Tragödien sich abspielen zu sehen, die Sorge und Leid, fremden Blicken entzogen, schweigend aufführen. Die Gewißheit, dort in Wales der meinen verwandte Seelen zu finden, stimmte mich sympathisch und erhöhte mein Interesse für das kommende Werk. So schrieb ich an Lord Cadwallon und zeigte meine Ankunft auf die ersten Oktoberstage an. Zwei Tage später erhielt ich von Monmouth einen Check für die Reisekosten, den Ankauf des Materials, der Leinwand und der Farben. Ein lakonisch abgefaßtes Billet dankte mir für den gefaßten Entschluß und teilte mir mit, daß ich „je eher je lieber“ erwartet werde.

Am 4. Oktober reiste ich. Das Wetter war trübe, und der Nebel entzog die schöne Landschaft, durch die ich kam, meinen Blicken. Die Reise dünkte mich lang. Spät am Nachmittag kam ich in Monmouth an, der Black-Hall am nächsten liegenden Stadt. Ein Wagen stand am Bahnhof. Die Gegend, die wir während einer Stunde durchfuhren, schien abwechslungsreich; aber Nebel und Dämmerung begrenzten den Ausblick. Im übrigen kümmerte mich das Neuzere wenig, da ich es eilig hatte, ins Schloß zu kommen. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Ziel meiner Reise. Das Vorerleben des Eindrucks ist bei mir stets von eigentümlicher Schärfe. Nach ganz flüchtigen Angaben bilde ich mir eine Gesamteinsicht, die in den großen Linien jedesmal stimmt. Selten empfand ich jene unbehagliche Enttäuschung des Reisenden, dessen Blicke auf einen unbekannten Ort durchmessen, über dessen Aussehen er nachgedacht hat. Bei mir ist die Vorahnung so scharf wie die Erinnerung. So erwartete ich denn, als wir uns einem größern, in dunklen Umrissen vom Abendhimmel sich abhebenden Hügel näherten, eine Bewegung des Kutschers. Und in der Tat deutete er mit erhobenem Peitschenstiel auf die grüne Masse und sagte mit einer Wendung zu mir: Black-Hall!

Wir fuhren durch das Gittertor des Parkes ein; der Sand des Weges knirschte unter den Rädern. Dichtes Blätterwerk spannte über uns sein dunkles, schwankendes Dach. Doch war der Schatten nicht so dicht, daß man nicht bestimmte Eigentümlichkeiten hätte unterscheiden können. So deutete das wuchernde Unkraut in den Laubgängen, die Unregelmäßigkeit des Rasens, das starke Wachstum der untern Zweige, an denen der Kutscher leicht vorüberstrich, auf Vernachlässigung. Der feuchte Oktobernebel hatte einen durchdringenden Verwesungsgeruch, den ich den zahllosen welken Blättern zuschrieb, die schon auf den Fußwegen und Teichen liegen mußten. Und doch hatte das Grün kaum herbstliche Färbung. Aber ich erwartete ja das alles: auf die doppelte Reihe riesenhafter Umlmen, die dem hohen Gebäude entgegenstrebten, dessen starre Majestät sich in einem breiten Wasser spiegelte, war ich ja gefaßt. Anders hatte ich mir das steinerne Schloß mit den engen, hohen Fenstern, dem großen Dach, den mächtigen Kaminen und den beiden, wie Ecktürme am Hauptbau vorspringenden Seitenflügeln nicht vorgestellt. Die Zeit hatte dem alten Gebäude eine seinen Namen rechtfertigende dunkle Farbe verliehen. Das Tageslicht schwand, und doch erschien kein Licht an den Fenstern. Worflos ist das Grauen solcher Einsamkeit.

Als wir in verlangsamtem Schritt der Pferde näherkamen, wuchs in mir das Gefühl der Unsicherheit. Dann fuhr der Wagen, immer unter dem Dom des finstern Laubes, um das Schloß herum. Die nach dem Hof gehende, erleuchtete Fassade wirkte auf mich wie eine Erlösung. Der Wagen hielt an der Stange. Beim Geräusch der Räder öffnete sich die Tür, und ein Lichtstrahl ergoß sich über den Kies. Ein Groom führte mich in die hell erleuchtete, ganz mit alten flämischen Tapeten gezierte Halle. Die edle Einfachheit und Behaglichkeit des Innern zerstörte alle meine Vorurteile gegen Black-Hall. Da kam Lord Cadwallon selbst mir entgegen.

Auch er erschien mir, wie ich ihn mir vorgestellt: ein schöner Mann, noch in der Kraft des Mannesalters trotz seiner weißen Haare. Er war schwarz gekleidet, und diese streng eingehaltene Frau erinnerte mich an den großen Schmerz, der diesen noch kaum bejahrten Mann frühzeitig hatte altern lassen. Sein Blick schien voll Trauer, und er trug eine nicht hochmütige, aber zurückhaltende Würde zur Schau. Gleich fielen mir seine langen, fehnigen und merkwürdig weißen Hände auf. Fragend wandte er sich zu mir: „Mr. Nevil?“

Sie verbeugte mich, und ein flüchtig prüfender Blick glitt über mich. Dann streckte er mir lächelnd die Hand entgegen und sagte einfach herzlich: „Willkommen in Black-Hall, Mr. Nevil! Ich freue mich, daß Sie mir die Ehre erwiesen, die Einladung anzunehmen.“

Sie dankte meinerseits, und er wandte sich zum Groom: „Tragen Sie Mr. Nevils Gepäck in sein Zimmer im rechten Flügel! Im rechten, sage ich. Sie wollen sich gewiß gern nach der langen Reise erfrischen. Wir speisen, sobald Sie bereit sind.“

Sie folgte dem Groom. Das mir zugedachte Zimmer befand sich im ersten Stock. Es schien lange unbewohnt, war aber bequem eingerichtet. Ich dachte über den Empfang des Baronet nach. Offen gestanden hatte ich eine viel feierlichere, kühtere Begegnung von Seiten eines Unbekannten erwartet, den man mir als Original geschildert hatte. Nichts in seinem Auftreten rechtfertigte diese Bezeichnung. Ich empfand für ihn nach dem ersten Zusammentreffen wirkliche Sympathie.

Lord Cadwallon erwartete mich in der Bibliothek, einem großen Raum im Erdgeschoss unmittelbar unter meinem Zimmer. Beim rotgelben Lampenlicht gaben die Bücher dem klugen, ausdrucksvoollen Gesicht des Baronets den rechten Rahmen. Über ich bemerkte in seinem Verhalten eine Aenderung. Nicht, als ob er mir gegenüber seine zarte Freundlichkeit vergrößert hätte; aber unter liebenswürdigen Worten fühlte man eine gewisse Verlegenheit, und eine unbestimmte Unruhe machte seine Stimme gelegentlich zittern, so fest sie auch erscheinen sollte.

„Bald kam er auf den Zweck der Einladung: „Obgleich ich schon lange, sehr lange nicht mehr Black-Hall verließ, Herr Nevil, kenne ich Sie doch sehr gut und ebenso Ihre Arbeiten.“ Ich verriet mein Erstaunen.

„Mit Interesse folgte ich Ihren verschiedenen Ausstellungen, von weitem zwar; aber das Ihnen in den Blättern erzielte Lob, mehr noch die Kritik, lehrten mich erkennen, daß Sie zu einem Meister das Zeug haben. Sie finden hier die Photographien Ihrer Bilder.“

Wirklich standen auf dem Tisch mehrere Photographien meiner ersten Bildnisse. Ich hatte von photographischen Aufnahmen nichts gewußt und sagte es dem Baron.

„Es erstaunt Sie? Verzeihen Sie meine Indiskretion! Da ich seit lange keine Ausstellungen mehr besuchen kann, trug ich einem Londoner Freund auf, die Bilder zu reproduzieren, die mich interessieren würden. Es geschah infolge eines Abkommens mit dem Künstlerausschuß. Ihre Werke, Mr. Nevil, gefielen mir außerordentlich.“

Während er sprach, folgte mein Blick seinen kaum merkbaren unwillkürlichen Handbewegungen. Die auf der wachsweichen Haut hervortretenden Adern fielen mir auf. Das und die Beweglichkeit der schmalen Finger verrieten die außerordentliche Nervosität meines Gegenübers. Trotz der stets gleichklingenden Stimme schien ein Krampf die zu feinen Hände hin und wieder zusammenzuziehen. Er fuhr fort:

„In der Malerei habe ich eigene Ansichten, und vielleicht ... seltzame. Ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich jemand suchte, der die Züge einer geliebten Tochter, die mir in der Blüte ihrer Jahre entrissen ward, auf der Leinwand festhielte. Erst Sie schien mir fähig und würdig, das gewünschte Werk zu vollbringen.“

Er schwieg, und ich ehrt seinen Schmerz.

„Seit Ihren ersten Bildern empfand ich, daß Sie eine starke Originalität, ein überzeugter, aufrichtiger Künstler seien. Sie sind etwas; man hat Sie mit Recht den „Seelenmaler“ genannt.“

„Das ist,“ warf ich lächelnd ein, „nur eine törichte Kritikerphrasie!“ Er wehrte mit der Hand:

„Was aufrichtig ist, Herr, nennt man in England nicht töricht.“

„Ich gestehe,“ fuhr ich leicht verwirrt fort, „daß ich das Bildnis immer liebte. Es führt uns in die Innerlichkeit eines

Lebens und ermöglicht die Ausnutzung aller unserer Kunstmittel zum Studium der Wirklichkeit. Für mich ist der geistige Charakter des Modells eine ebensoche objektive Wirklichkeit als seine plastische Erscheinung. Ohne Parteilichkeit und Konvention möchte ich diese Grundwahrheit herausarbeiten. Haben die Meister uns nicht wunderbare, unnachahmliche Zeugnisse dieses Strebens hinterlassen? Nach ihnen versuchte ich das innere Leben zu verstehen und festzuhalten.“

Lord Cadwallon richtete den Blick seiner hellen Augen auf mich, und über sein Gesicht ging es wie ein Leuchten:

„Das innere Leben,“ wiederholte er, „das ist es eben.“ Ein Lakai meldete, das Essen sei aufgetragen, und der Lord erhob sich: „Ich vergaß, Mr. Nevil, daß die lange Reise Sie hungrig machen mußte. Entschuldigen Sie mich! Bei Tisch, wenn Sie wollen, reden wir von anderm.“

Er führte mich durch das schwach erleuchtete Rauchzimmer, und als er die Schwelle zum Essaal überschritten, wandte er sich mit plötzlicher Herzlichkeit zu mir zurück: „Ich glaube, Mr. Nevil, wir verstehen uns ausgezeichnet.“

„Ghe wir uns zu Tische sejten, ließ er den Hausmeister vortreten, einen Greis mit ernsten Gesichtszügen.

„Burdett, ich muß Sie Mr. Nevil vorstellen. Herr Nevil ist wegen des Bildnisses von Lady Cadwallon hier. Achten Sie darauf, daß es ihm an nichts fehlt . . .“

„Master Burdett,“ sagte er mir, „ist beinahe ein Familienmitglied; Lady Cadwallon schätzt ihn sehr.“

Der Hausmeister sah mich misstrauisch und beinahe feindlich an. Er bediente selbst, indem er dem schweigenden Lakaien die Schlüssel abnahm. Der Baronet fragte mich nach meiner Studienzeit. Er kannte Frankreich sehr gut. Ohne einen Gedächtnisfehler nannte er mir fast unbekannte Bilder, sowie einige Einzelheiten kirchlicher Bauwerke, die einen sehr feinen Geschmack und ungewöhnliche ästhetische Fähigkeiten verrieten. Er sprach fessend von seinen Erinnerungen, mit einer etwas eintrönigen, wie durch einen ständigen Schmerz verschleierten Stimme.

„Sie finden hier eine von meinem Großvater und mir selbst geschaffene Bildergalerie, darunter auch einige wertvolle Stücke. Leider ist die Beleuchtung mangelhaft; in Black-Hall ist alles schwarz.“

„In seine Stimme kam ein unbeschreiblicher, schaudernder Ton. Ich antwortete nur: „Ihr Park ist wunderschön.“

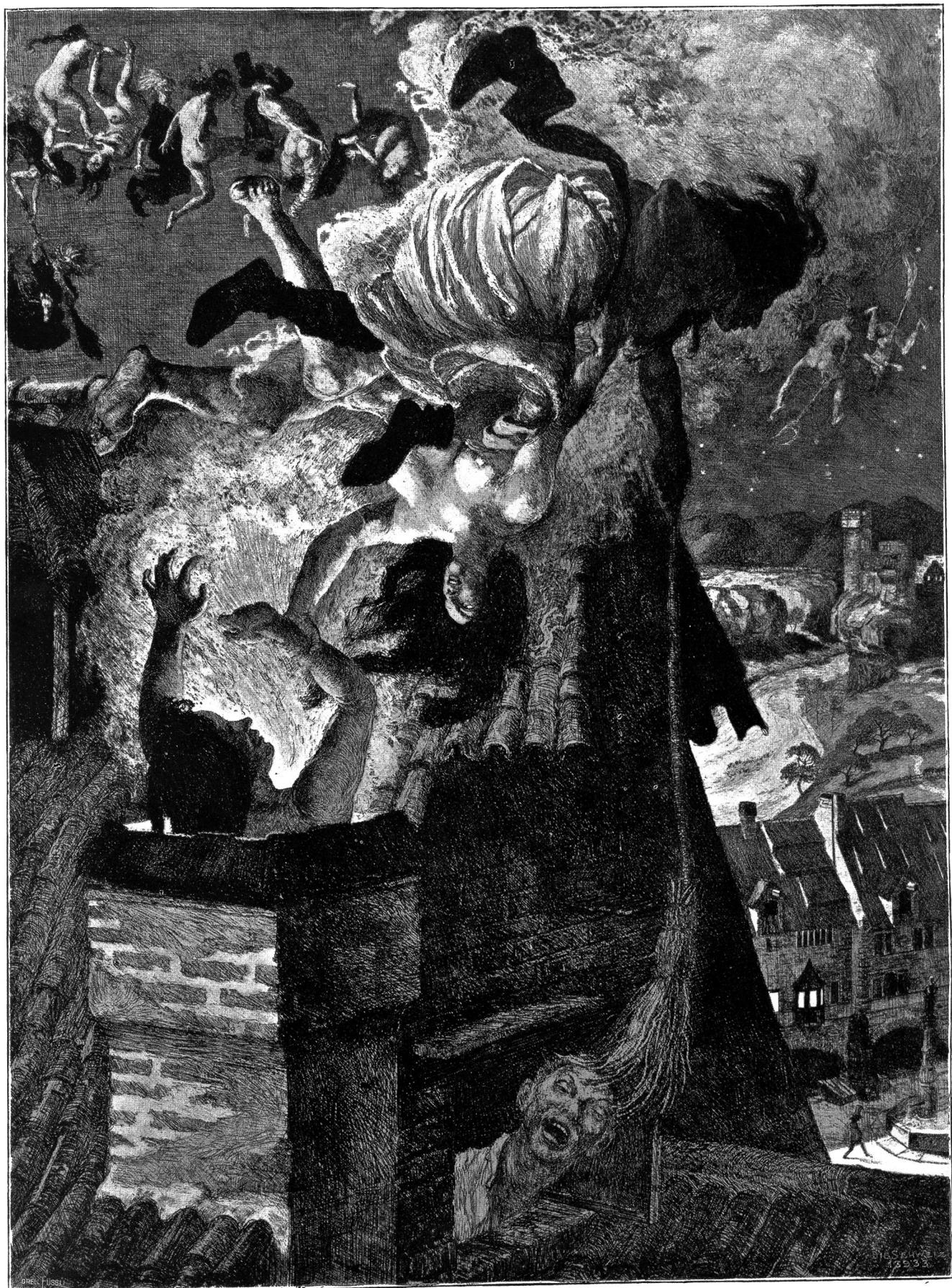
Er seufzte. „Die Bäume sind alt und schön, nur sind ihrer zu viele. Ich kann mich zum Lichten nicht entschließen, und so bedeckt, wie Sie morgen sehen werden, der Schatten alles.“

Nach dem Essen führte mich der Schloßherr in die Bibliothek. Eine Zeit lang rauchten wir, ohne ein Wort zu reden, bis er mir unvermutet sagte: „Ich will Ihnen meine Bilder doch heute abend zeigen. Das Licht, wie gesagt, ist schlecht in der Gallerie, und mich drängt es, Ihnen meinen Van Dyk vorzustellen.“

Er nahm ein silbernes Windlicht und ging mir in die Halle voran. Die Bildergalerie, im Norden des Hauses, nahm das ganze Erdgeschoss des linken Flügels ein. Die Sammlung schien mir, soweit ich bei dem unsteten Schein der Lichter schließen konnte, sehr reich. Zahllos sind die in den Privatgallerien englischer Herrensitze enthaltenen Wunderwerke. Der Baronet stand vor einem großen Bildnis in Lebensgröße hinten in dem langen Saale mit erhobenem Leuchter stille: „Sehen Sie, ist das nicht schön?“

Sonst liebte ich Van Dyk nicht, diesen glänzenden Virtuosen ohne Leidenschaft. Diese elegante Kunst, fein in der Linienführung, reich, aber kalt in der Farbe, schien mir immer nur von erkünsteltem Leben befeilt. Alle seine Bilder zeigen die gleiche Art konventioneller Patrizierwürde. Von bedeutsamen Ausnahmen abgesehen, ist es eine ausdruckslose Kunst. Das Porträt vor uns gehörte zu diesen. Eine junge Dame in Schwarz, nach der Hofmode unter Karl I. gekleidet, hob sich in dunklen Schattenrisse, gegen die ein großer Spikenkragen abstach, von einer Parkanlage in italienischem Geschmack ab. Das unter der schwarzen Haarkrone sehr blaue, hell beleuchtete Gesicht kontrastierte mit der gedämpften Gesamtwirkung des Bildes. Zwei tiefe Augen warfen Schatten auf die obere Gesichtshälfte. Der kleine Mund in reizender Rundung schien eine Purpurblume auf der Weißheit der Haut. Und in dem ganzen Gesicht lag eine schmerzliche Anmut, die an das weiße Bild der Henriette von England erinnerte. Wie jenes, ließ es an ein tragisches Geschick denken.

(Fortsetzung folgt).



Walpurgisnacht.

Nach der Radierung von Albert Welti, Zürich-München.

